

dem Reichsverband, was dann?“ Dabei hatte es dann sein Bewenden, und das Gespenst der Reichsacht verschwand ein für allemal in der Versenkung.

Sobald der König sich nach Leipzig wandte, um den Prinzen Moritz bei seiner Operation gegen Hadik zu unterstützen, erwachte in Hildburghausen von neuem die Hoffnung, daß nun der Augenblick da sei, seine Armee zum Sieg zu führen. Aber trotz aller Vorstellungen wollte sein Kollege Rohan-Soubise wieder einmal nicht mit vorwärts. Wütend über die ewigen Einwände rückte der deutsche Oberfeldherr mit seiner Reichsarmee allein voran, während der andere mit seinen Franzosen einstweilen noch bei Langensalza stehen blieb.

Der Marschall Richelieu seinerseits bezeugte auch durchaus keine Lust zu Taten. Er war vielleicht sogar derjenige, der Soubise ungünstig beeinflusste, denn er schrieb diesem: Es sei riskant, den König von Preußen mit seiner kriegsgewohnten und abgehärteten Armee anzugreifen. Man wage viel dabei, und es sei viel zu verlieren, aber nichts zu gewinnen. Gedachte der Marschall vielleicht der Konsultation, die er dem Ingenieur-Offizier Balbi bewilligt und für die er hunderttausend preußische Reichstaler eingesackt hatte?

„Es ist nicht zweifelhaft,“ schreibt um diese Zeit König Friedrich in sein Memorandum, „daß die Summen, welche durch die Hände des Marschalls flossen, seinen kriegerischen Eifer für die Folge beträchtlich verminderten.“ Jedenfalls ließ Richelieu, der sein Sauegarde-Brief-Geschäft in aller Ruhe weiterbetreiben wollte, sich mit



Aus Rehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Prinz August Ferdinand von Preußen.

Nach einer Zeichnung von Falbe gestochen von J. E. Nilson.

dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, seinem unmittelbaren Gegner, in Waffenstillstandsverhandlungen ein, die er in zweideutigster Weise hinzögerte. Er wollte sich Friedrich gefällig erweisen und wollte in Versailles auch keinen Anstoß geben. Und er war ein geschickter Mann, der den Mantel mit unnachahmlicher Grazie auf beiden Schultern zu tragen verstand.

Für seine Kollegen Hildburghausen und Soubise tat er nichts, obgleich man von Wien aus in Versailles fortwährend darauf drängte, daß die beiden französischen Hilfsarmeen sich die Hand reichen und gemeinsam handeln sollten. Aber in Versailles war man wiederum ganz anderer Meinung. Prinz Karl und Daun waren ja dazu da, die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Schließlich auch Hildburghausen mit seinen Reichstruppen, wenn er durchaus wollte. Aber die Franzosen? Endlich verstand sich der Herzog von Richelieu dazu, den General Herzog von Broglie mit 12 000 Mann an Hildburghausen abzugeben. Aber es kam dem genasführten deutschen Oberfeldherrn so vor, als ob der Franzose gerade seine schlechtesten Regimenter ausgesucht habe. Zelte zum Bivakieren hatten sie nicht, keinen Proviant, keine Munition und vielfach keine Sohlen unter den Stiefeln. Aber wenigstens war ihr Führer ein tüchtiger General.

Das war der Herzog Viktor François von Broglie aus der alten italienischen Adelsfamilie Broglio, die seit Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich naturalisiert war. Er war der fähigste General, den die

Franzosen im Felde stehen hatten, damals 39 Jahre alt. Goethe hat uns ein hübsch skizziertes Porträt des Mannes überliefert. Als Knabe sah er den Marschall von Broglio häufig in Frankfurt, wo er Stadtkommandant war. Er schildert ihn als einen jüngeren, nicht großen, aber wohlgebauten lebhaften, geistreich um sich blickenden behenden Mann. „In dieser Zeit,“ schrieb Goethe, „habe ich den Marschall von Broglio öfter gesehen, immer heiter, ein wie das andere Mal an Gebärden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut, den Mann, dessen Gestalt einen so guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geschichte rühmlich erwähnt zu finden.“

Dem Herzog von Richelieu war ein solcher Mann nicht gerade bequem, er sah zu viel und zu klar, was er aber sah, war jedenfalls nicht geeignet, Richelieus Ruf zu verbessern. Schon längst sprach man in Paris über das unerhörte Treiben des Siegers von Minorca ziemlich laut.

Dies war derselbe Broglio, der drei Jahrzehnte später die gegen die Revolution zusammengezogenen Truppen in Versailles kommandierte und es erleben mußte, daß die meuterischen Regimenter ihm unter den Händen wegschmolzen. Der glänzende Mann lernte den Wandel der irdischen Dinge gründlich kennen. Nach dem Zusammenbruch des Königstums war sein Los das Exil. Sein einziger Sohn, der ihm damals während des Feldzugs in Thüringen geboren wurde, fiel unter dem Fallbeil. Er selbst mußte noch als achtzigjähriger Greis von

den Russen das Gnadenbrot annehmen und starb 1804 im hohen Alter in Münster.

Als dieser tatkräftige Mann zur Armee stieß, bekam Soubise wieder mehr Courage und entschloß sich nun, auch vorzurücken. Das geschah zwar sehr langsam, aber es geschah doch. Der Vorstoß der vereinigten Armee richtete sich gegen Leipzig. Es war wie das Spiel zwischen Katze und Maus: Die Katze hatte den Rücken gewendet, die Mäuse wurden frech und kamen aus ihren Löchern heraus.

Hildburghausen hatte es eilig. Schon am 25. ließ er den Feldmarschall Keith, der Leipzig besetzt hielt, zur Übergabe auffordern. Aber Jakob Keith, der alte Parteigänger der Stuarts, der schon als flaumbärtiger Jüngling sein Blut für die Jakobiten verspritzt und seitdem, den Degen in der Faust, vaterlandslos in aller Herren Länder umhergeirrt war, steckte die Hildburghausen und Soubise dreimal in die Tasche. Der war nicht der Mann, Leipzig ohne Kampf bis aufs Messer aufzugeben. Er ließ die Brücken abbrechen, die Tore verbarricadieren, Verschanzungen aufwerfen, und tat alles, was ein entschlossener Kriegsmann in solchem Fall zu tun pflegt.

Aber er wußte auch, daß eine gewaltige Übermacht gegen seine paar Tausend anrückte und das Allerschlimmste: ihm fehlte das Pulver, ein paar hundert Pfund waren der ganze Vorrat. Keith sandte Eilboten an den König, der schon, auf dem Marsch zum Entsatz von Schweidnitz begriffen, bis Herzberg gekommen war,

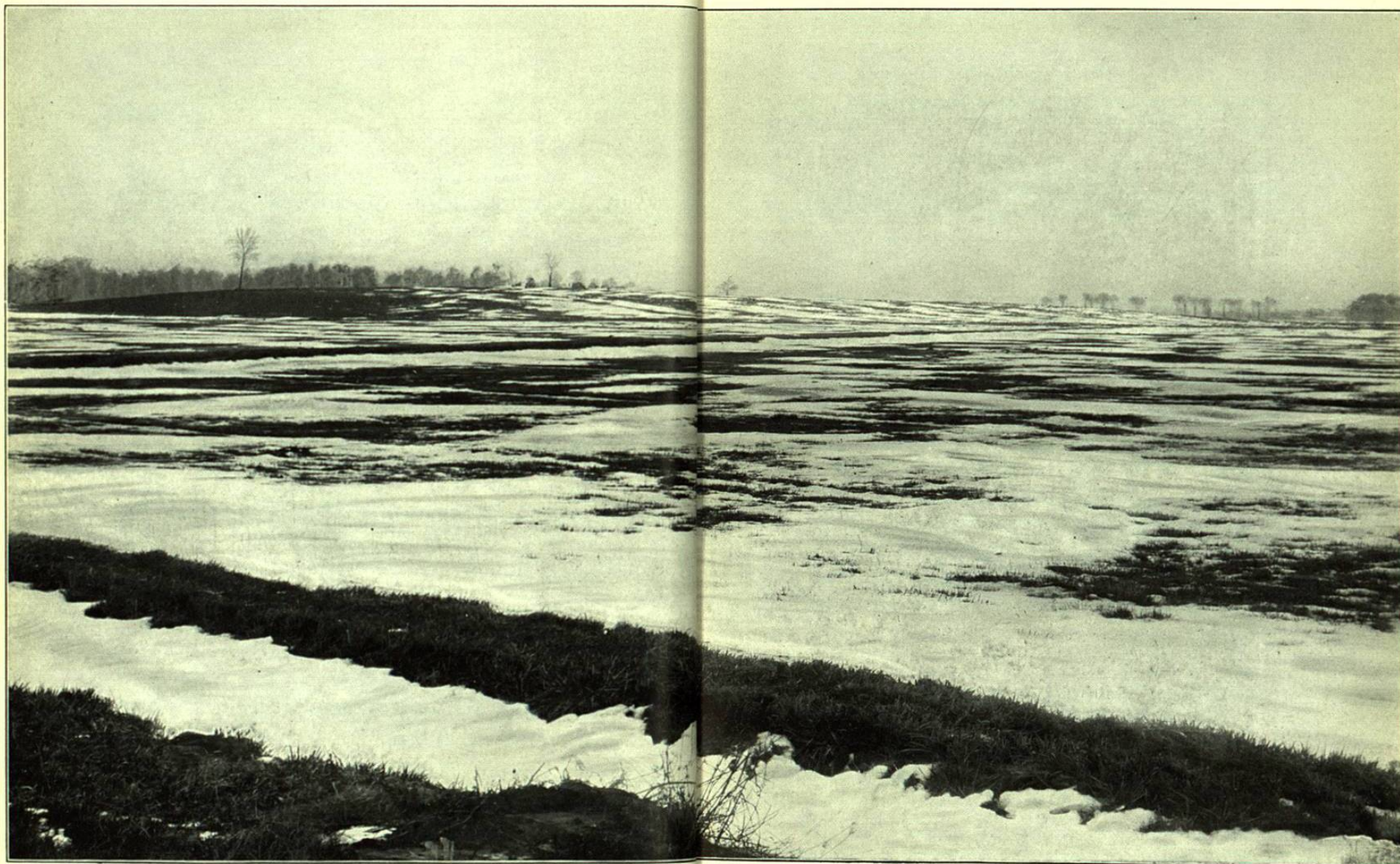
bei solcher Kunde aber flugs umkehrte, denn nun durfte er hoffen, die lang gesuchten Feinde vor die Klinge zu bekommen.

„Beruhigen Sie sich,“ schrieb er vergnügt an Keith, „der Hildburghausen wird Sie nicht fressen, ich bürgere Ihnen dafür.“ Als bald erwiderte schlagfertig der tapfere Jakob Keith: „Ew. Majestät führen Pulver und Kanonen mit sich und alles, was sonst nötig ist. Wenn ich genug davon hätte, würde derjenige, der mich fressen wollte, vermutlich einen sehr schwer verdaulichen Braten vorfinden.“

Aber Hildburghausen und Soubise gingen an diesen Braten gar nicht erst heran, denn schon traf die Nachricht in ihrem Lager ein, daß der König bereits mit zehntausend Mann und genügender Artillerie in Leipzig eingerückt sei. Franzosen und Reichsarmee begannen sich wieder nach rückwärts zu konzentrieren, und das alte Spiel des Haschens schien von neuem anfangen zu sollen. Seydlitz mit seinen Reitern saß ihnen auch schon auf den Fersen.

„Alles ist in voller Karriere von dem einen Stadttor zu Lützen bis zum andern gejagt worden. Denen französischen Husaren, welche die Arriere-Garde durch die Stadt machen wollten, ist es hierbei übel ergangen und mancher Haarzopf von ihnen in den Gassen liegen geblieben,“ schrieb Seydlitz vergnügt.

Am 31. Oktober stand Friedrich bereits vor Weissenfels. Der König ließ unverzüglich angreifen, wobei das Freibataillon unter dem bekannten Oberst von Mayr



Originalaufnahme zu Rehtwisch, Leuthen.

Der Glanzberg zwischen Rehtwisch und Sagschütz.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Links und rechts von diesem Berge entwickelte sich der preussische erste Anlagenschutz, der von der Höhe des Glanzberges aus von der Brummerbatterie unterstützt wurde. Hinter dem Glanzberge ragen die Baumgruppen von Sagschütz. Rechts am Rande des Bildes sieht man einen Ausläufer des Kaulbusches.

die Tore sprengte. Die Stadt wurde vollständig überrascht. Hildburghausen eilte, als er den Kanonendonner hörte, herbei, und ordnete den Rückzug so gut, wie er konnte. Die Hauptbrücke war schon auf alle Fälle mit Werg, Speck und, wie man berichtet, mit mehreren Hundert Zentnern Talglichtern besetzt und auf den Befehl des Marschalls alsbald angezündet. In wenig Minuten brannte sie lichterloh, — natürlich war sie zu früh angezündet. Solche Brücken werden immer zu früh angezündet. Fünfhundert Mann Reichstruppen, die sich noch am jenseitigen Ufer aufhielten, fielen den Preußen in die Hände.

Durch brennende Brücken war Friedrich allerdings niemals abzuhalten. Er ließ sofort einen neuen Brückenschlag beginnen, dessen Anlage er selbst leitete. Während dies auf preussischer Seite geschah, hatte sich drüben auf französischer der Artillerie-Kommandant, der in Weissenfels das Kommando geführt hatte, um sich von dem überstandenen Schreck zu erholen, in seinem Zelt zum Frühstück niedergesetzt, während seine Geschütze den preussischen Brückenbau zu stören versuchten. Dieser Artillerie-General trug den hochtönenden Namen Louis des Balbes de Berton de Quiers, Duc de Crillon, und er stammte von jenem Crillon, dem Heinrich der Vierte einst den Namen gab: „Tapferster der Tapfern“ (also es gab vor dem Marschall Ney schon einen solchen). Dieser Urenkel Crillon ließ es auch an Tapferkeit nicht fehlen. Er machte in späteren Jahren mit seinen lederbedeckten schwimmenden Batterien die berühmten wütenden An-

griffe auf Gibraltar. Das war später; damals bei Weiffenfels frühstückte er zunächst. Da geschah es, daß der Artillerie-Kapitän Brunet zu ihm ins Zelt trat und ihn fragte: „Herr Herzog, soll ich den König von Preußen tot schießen?“ Crillon blickte den Mann erstaunt an, aber der Offizier begründete seine sonderbare Frage damit, daß er erklärte, die Gestalt des Königs von Preußen sei drüben am andern Ufer genau zu erkennen, und ein wohlgezielter Kanonenschuß könnte vielleicht eine ungeahnte Bedeutung für den ganzen Krieg haben. Aber der Herzog lächelte, bot dem eifrigen Artillerie-Kapitän ein Glas Madeira und lehnte das Anerbieten edelmütig ab. So will der Herzog von Crillon dem König von Preußen das Leben gerettet haben. Eine zweite Frage ist allerdings, ob der eifrige Offizier getroffen hätte, denn das Leben des Königs lag in der Hand eines Höheren.

Die vereinigte französische und Reichsarmee setzte sich jetzt, nachdem der Herzog von Broglie seine Verstärkungen herangeführt hatte, aus einunddreißigtausend Mann Franzosen und ungefähr elftausend Mann Reichstruppen zusammen, so daß Soubise dreiviertel der Armee unter seinem unmittelbaren Kommando hatte. Der Herzog von Hildburghausen hatte starke Detachements an die Saale-Übergänge und zur Deckung seiner Magazine entsenden müssen, so war sein unmittelbares Kommando sehr geschwächt, und obgleich dem Namen nach Oberbefehlshaber des Heeres, war er jetzt auf den guten Willen des Prinzen Rohan-Soubise angewiesen. Dieser

Mann schwankte aber wie ein Pendel hin und her, Kriegsrat über Kriegsrat, — und schließlich die dümmsten Entschlüsse. Würdevoll schrieb ihm endlich Hildburghausen:

„Wenn Sie Bewegungen machen, die ich für nachteilig halte, und Sie solche wider meinen Willen machen, der ich doch die Ehre habe, hier zu kommandieren, und Sachen unternehmen, die ich mißbillige, so trenne ich mich nicht von Ihnen, sondern Ew. Durchlaucht verlassen mich.“

Diese oberfeldherrliche Vorhaltung, die so feine Unterschiede machte, war ja in der Theorie ganz richtig, aber in der Praxis? Man denke sich einen Reiter, der von einem bockigen Gaul abgeworfen ist und nun, den Gaul am Schwanz haltend, hinter ihm herläuft: Ich trenne mich nicht von meinem Pferde, aber mein Pferd will sich von mir trennen! Kurz, Hildburghausen mußte mit durch Dick und Dünn, oder er lief Gefahr, von den Preußen einzeln angegriffen und abgewürgt zu werden.

Ohne Hildburghausen auch nur zu benachrichtigen, bezog der französische General mit seiner Armee ein Lager südlich von Mülhausen mit der Front gegen Norden. Die Lage war so unflug gewählt, daß der König, der über die neugeschlagene Brücke bei Weiffenfels über die Saale ging, ganz bequem die rechte Flanke und den Rücken zugleich angreifen konnte. Dazu war die Gegend vollständig ausgeplündert, die Dörfer Branderode und Zeuchfeld verwüstet, die Armee konnte sich nur wenige Tage kümmerlich erhalten. Hildburghausen berichtete

jammernd nach Wien, das Lager wäre so konfus, daß er dergleichen noch nie in seinem Leben gesehen hätte. Sein Hauptquartier läge vor der Front in Sanft Ulrich, so weit von der Armee, daß ein Streifkorps von dreihundert preußischen Husaren genügte, ihn mitsamt seinem Stabe aufzuheben. Aber auch französische Offiziere waren über diese Wahl des Lagers empört. Der General Graf Saint Germain schrieb damals:

„Das Lager von Mückeln war in jeder Hinsicht abscheulich gewählt, und wir mußten entweder geschlagen werden oder vor Hunger zugrunde gehen. Wir boten Flanke und Rücken dem Feind auf dem Präsentierteller dar.“

Als der König, von Weisensfels kommend, am Nachmittag des 3. November mit der Vorhut in Braunsdorf einmarschierte, das er zum Sammelpunkt für die Armee bestimmt hatte, hörte er zum erstenmal, daß die verbündete Armee kaum eine Meile von ihm entfernt, südwärts von Mückeln stände. Vom Braunsdorfer Kirchturm aus konnte er nicht viel sehen, aber er erfuhr durch Bauern, die Lieferungen in das französische Lager gefahren hatten, daß die Front des Lagers gegen Norden lag und die ungeschützte rechte Flanke ihm preisgegeben war. Niemand war froher als der König: jetzt hatte er die Gesellschaft und die Abrechnung konnte stattfinden. Er beschloß, am nächsten Morgen unverzüglich anzugreifen.

Inzwischen war über den Zweiseelenmenschen Soubise der wahre Heldenmut gekommen. Er ritt am 3. No-

vember den ganzen Tag im Gelände umher und „suchte ein geeignetes Schlachtfeld.“ Er wollte den König von Preußen während des Marsches anfallen, wenn sich irgend Gelegenheit bot, sonst aber wollte er ihm die Schlacht anbieten. Das Drollige bei der Sache war, daß das Schlachtfeld, welches Soubise wie ein Blinder mit der Laterne suchte, gerade vor seiner Nase lag. Als er ins Lager zurückkehrte, fanden sich alsbald Hildburghausen und Broglie ein und machten im Verein mit andern Generalen die dringendsten Vorstellungen wegen sofortiger Änderung der Lagerfront, und Soubise mußte, der Mehrheit nachgebend, sich nun dazu verstehen, einen andern Aufmarsch vornehmen zu lassen.

Als der König von Preußen am Morgen des 4. November drei Uhr früh bei hellem Mondschein mit seiner Armee gegen die feindlichen Linien vorrückte, mußte er zu seiner Enttäuschung bemerken, daß sie eine Stellung mit veränderter Front eingenommen hatten, und zwar eine den Verhältnissen nach durchaus günstige auf dem Kamm des von Mückeln bis Branderode sich erstreckenden Hügelrückens. Ihren linken Flügel hatten sie an Sankt-Mickeln angelehnt, während der rechte an Branderode stieß, mit vorgeschobener Flanke in das vor diesem Dorf gelegene Hackenholz.

Mit dem den Franzosen von alters her eigenen Geschick hatten die Truppen Schanzungen und Verhaue aufgeworfen, und wohlpostiert vor der Front zeigte sich eine Reihe von Batterien. Das Dorf Branderode, sowie die Lisière des südlich dahinter liegenden Tauben-

holzes hatte Hildburghausen mit seinen Reichstruppen besetzt und seine Stellung ebenfalls sorgfältig verschanzt und befestigt. Diese Bewegung war um Mitternacht eingeleitet, und als Friedrich gegen morgen anrückte sah er sich der vollendeten Tatsache gegenüber, den Feind in einer überaus günstigen und starken Stellung zu finden. Dazu kam, daß Überläufer aus der Reichsarmee die Kunde brachten, es seien auf feindlicher Seite gegen sechzigtausend Streiter. Und diese Kunde besonders mag den König von seiner bis dahin festen Absicht, anzugreifen, abgebracht haben, denn er hätte dieser Zahl doch nur ein Drittel entgegensetzen können. So ließ er den Vormarsch, der schon bis zum Schortauer Hügel gediehen war, plötzlich abbrechen und marschierte auf die Linie Breda-Rosbach zurück, wo er eine eng zusammengezogene, durch den Leihabach und seine breiten Sümpfe wohlgedeckte Stellung einnahm.

Sobald im französischen Lager drüben der Anmarsch des Königs bekannt wurde, wurde Generalmarsch geschlagen, die ganze Armee trat unters Gewehr, und die Franzmänner machten mit Trompeten und Trommeln, wie das ihre Art war, einen Heidenspektakel. Auch die Batterien vor der Front fingen an zu spielen, sobald sich die preussische Kavallerie sehen ließ, aber es wurde niemand getroffen. Als nun gar der König vor diesem blinden Lärm sich zurückzuziehen schien, stieg der französische Jubel aufs höchste. Jedenfalls glaubte man allgemein, den Sieg über die Preußen schon in der Tasche zu haben, und Rohan-Soubise hatte nichts eiligeres zu

tun, als einen Brief nach Paris zu schreiben, in welchem er mittheilte, daß sich die Freude über den Entschluß des Königs, sich zurückzuziehen, auf allen Gesichtern ausgeprägt habe; angesichts des Kampfesmutes seiner Truppen, müsse er es für ein Unglück halten, daß der König nicht angegriffen habe. Ja, man sagt sogar, daß der eitle Soubise in einem Geheimbriefe die bevorstehende Vernichtung der königlichen Armee und die damit verbundene Gefangennahme des Königs angekündigt habe. „Tant mieux, so werde ich endlich einen König zu sehen bekommen!“ soll die Herzogin von Orléans boshaft ausgerufen haben, obgleich der fünfzehnte Ludwig dicht dabei stand. Der Kurier, der diesen Brief eilends nach Versailles trug, ritt gegen mittag des 5. November aus dem Lager ab. Ach, du lieber Gott, wie sah es sechs Stunden später um Soubise und seine Leute aus!

Wesentlich kühler als Soubise faßte der Prinz von Hildburghausen die Lage der Dinge auf. Der ließ am 5. früh bei der Parole in das Tagesjournal der Reichsarmee eintragen: „Den 4ten recognoscirte der König mit all' seinen Generalen neuerdings das Lager der Combinirten Armee; zumahlen Er aber weder selbigen ganzen Tag, noch auch den folgenden in der frühe nicht das mindeste Zeichen von einem im Sinne habenden Angriff von sich gab; So hat man beschloffen, Ihm die Bataille anzubietthen.“

Und König Friedrich? Als der den Spektakel drüben hörte, sagte er trocken: „Man kann der französischen Fanfaronade nur das deutsche Phlegma entgegen setzen.“

Friedrich übersah die Lage seiner Feinde genau und schätzte sie ganz richtig ein. Stehen bleiben konnten sie nicht, denn die Ernährung des Heeres war nicht mehr durchzuführen, die Dörfer waren kahl ausgeplündert, die Soldaten der Reichsarmee hatten schon seit vier Tagen kein Brot mehr. Es blieb also nur der Rückzug über die Anstrut nach Freyburg, wo Magazine waren, oder — die Schlacht.

Bei den Franzosen dämmerte dieselbe Erkenntnis auf. „Der Rückzug war unmöglich, und er würde außerdem schmachvoll und ebenso gefährlich gewesen sein,“ hat später der Graf Saint-Germain, der ein ausgebildetes militärisches Verständnis besaß, geschrieben. — Auch der Prinz von Hildburghausen drängte energisch auf eine Entscheidung. „Ich glaube, daß wir keinen Augenblick zu verlieren haben, sondern daß wir unsern Vorteil wahrnehmen müssen, auf den Feind losmarschieren und ihn angreifen. Man sieht aus dem gestrigen Manöver deutlich, daß er nicht wieder zu uns kommen wird, vielmehr haben wir genügend Gründe, zu befürchten, daß er gedenkt uns von Freyburg und unsern Subsistenzmitteln abzuschneiden. So bin ich der Meinung, daß wir uns in Marsch setzen müssen, um die Höhenzüge von Schleberoda (gemeint ist Schevenroda) zu gewinnen und ihn von dorthier anzugreifen.“ Soubise stimmte dem Plan zu, und das Korps des Grafen Saint-Germain marschierte alsbald gegen den Schortauer Hügel vor, drängte die preussischen Vorposten zurück, knallte und bombardierte und wollte den König glauben



Aus Nehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Herzog August Wilhelm von Bevern.

Nach einem Gemälde.